

MT-Interview: Jochen Schmidt verbindet Marcel Prousts Roman „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ mit eigenen Erinnerungen. Die reichen bis nach Odessa. Der Schriftsteller liest am Mittwoch in Minden.

Ursula Koch

Minden. Jochen Schmidt ist Schriftsteller und Übersetzer. Er ist 1970 geboren, in Ostberlin aufgewachsen und hat neben Germanistik und Romanistik auch Informatik studiert. Mit seinem Roman „Phlox“ landete er im vergangenen Jahr auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis. Der handelt von einem Mann, der mit seiner Familie zum letzten Mal in das Haus fährt, in dem er in seiner Kindheit Ferienidylle erlebte. Es geht darin vor allem um Erinnerungen, ebenso wie in Marcel Prousts (1871-1922) „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. In diesem Buch, das sieben Bände umfasst, hat Schmidt 2006 und 2007 täglich 20 Seiten gelesen und dazu einen Blog verfasst. Daraus ist das Buch „Schmidt liest Proust“ entstanden, aus dem der Autor am Mittwoch, 4. Oktober, um 19.30 Uhr auf Einladung des Literarischen Vereins im Hansehaus, Papenmarkt 2, liest.

Was hat Sie dazu veranlasst das 3.900 Seiten umfassende Werk von Proust in Angriff zu nehmen?

Ich war neugierig auf das Buch und habe mir ein Lescabenteuer versprochen. Außerdem ist das Schöne daran, wenn man Klassiker der Weltliteratur liest, dass man sicher sein kann, seine Zeit nicht zu verschwenden. Das ist bei Gegenwartsliteratur viel riskanter.

Als Intention Ihres Blogs haben Sie genannt, dass Sie andere Menschen zur Lektüre verführen wollen. Warum sollte ich mich in diese angsteinflößende Textmenge stürzen?

Weil es guttut, sich im Leben ab und zu intellektuellen Herausforderungen zu stel-



Der Schriftsteller Jochen Schmidt hat sich intensiv mit Marcel Proust beschäftigt. Aus „Schmidt liest Proust“ liest er am Mittwoch im Hansehaus.

Foto: Voland & Quist

len. Und 20 Seiten am Tag sind ja nicht allzu viel. Bei Proust wird man zudem reichlich belohnt.

Sie schreiben, dass der Ort der Lektüre Einfluss auf die Aufnahme des Textes

hat. Was lesen Sie in Berlin anders als in Alt-Lipchen?

Bei jeder Lektüre entsteht ein anderes Buch, und man verändert sich auch selbst durch die Lektüre. Es ist schön, wenn sich

Ort und Zeit mit einem Buch verbinden, das man dort gelesen hat.

Das erste Buch „In Swanns Welt“ beenden Sie in Odessa. Warum sind Sie damals dorthin gereist und verändert nicht die Erwähnung der Stadt heute die Wahrnehmung Ihres Textes?

Ich bin froh, dass ich Odessa damals besucht habe, übrigens für einen Russischkurs. Ich erinnere mich an eine faszinierende Stadt, in der ich mich vorwiegend von Wassermelonen ernährt habe, die es an jeder Straßenecke zu kaufen gab. Es tut mir weh, wie nah die Front Odessa inzwischen gerückt ist, ich wäre gerne wieder dort und würde den alten Männern im Park beim Schachspielen zusehen.

Wann sind Sie auf die Idee gekommen, nahezu jedes Kapitel mit Stichworten zu „unklarem Inventar“ und „verlorener Praxis“ zu beenden?

Beim Lesen fielen mir viele Details auf, die ich nicht kannte, zum Beispiel, was ein „Havelock“ ist, „eau souveraine“ oder „Nacarat“. Ich fand es reizvoll, sie zu sammeln und meine Unwissenheit zu dokumentieren, als „unklares Inventar“, so kann sich jeder Leser schlauer fühlen als ich. „Verlorene Praxis“ sind Handlungsweisen, die heute so nicht mehr denkbar wären, und von denen ich festgestellt habe, wie komisch sie wirken, wenn man sie sammelt: „Einen Diener vorausschicken, um das Hotel von seiner Person und seinen Gewohnheiten in Kenntnis zu setzen“, „Während man auf seinem Landsitz spazieren geht, die Bauern gutmütig mit seinem Spazierstock beiseiteschieben und dabei sagen: ‚Macht Platz, ihr Bauernvolk!‘“ oder „Seinen Fächer zerbrechen, wenn Wagner ausgepfiffen wird.“